Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 7. Bromberg, den 11. Januar. 1934

Hein Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

(1. Fortsetzung.)

Er mußte leise erzählen; an dem nahen Ehrentisch saßen sein Brotherr, Heino Brand, dann einer vom Hamburger Rat und der Gesandte des neuen Königs von England als Gast der Hanse. Die Herren sprachen mit den Aldermännern des Stahlhofs über die Not der Zeit, so daß alle Gäste mit dem einen Ohr etwas von ihren leisen Reden zu erhaschen suchten, mit dem andern aber auf Wessels leichtfertige Worte horchten.

Im Saal herrschte eine gedrückte Stimmung. Durch die Bogenfenster scholl mitunter der Aufruhr der Straße, der Widerhall einer wütenden Lache oder das scharfe Klirren von Waffen. Ein Aldermann las mit eintöniger Stimme einen Bericht über die Schlacht der Könige vor. Der Kampf war kurz, aber von grimmiger Wildheit gewesen. Ein Feldhauptmann Heinrichs von Lancaster war mit einer Reiterschar übers Moor gelangt und König Richard in die Flanke gefallen.

„Wer war der Hauptmann?" fragte der grauhaarige Peer Södring, Aldermann der Brügger Hansen.

„Hein Hoyer heißt er!"

„Das ist ein düdscher Name!"

„Vielleicht von den Hamburger Hoyers?"

Klaas Wessel hatte mit halbem Ohr hingehört. „Hein Hoyer?" Seine lustigen Züge wurden schlaff in blöder Überraschung. „Herrjemini, der krumme Hein?"

Einige sahen sich nach ihm um; er begann rasch seinen Vorteil wahrzunehmen. „Führwahr, wenn's der ist, das ist ein stattlicher Kerl und ein Kopf von Eisen. In Bologna war er der grimmigste unter den Schülern." Wessel bekam einen Zug freundschaftlicher Vertrautheit. „Aber eines Tages — Herren, da zähmte ihn ein dänisches Edelfräulein. Ja, ja, aber sie sagte, er wär' ihr zu krumm."

Niemand lachte. „König Heinrich wird es nicht leicht haben, einen Hansing als Hauptmann zu halten," sagte jemand in die Stille hinein. Die Männer nickten. Vom Tisch der Aldermänner klang die Stimme des englischen Gesandten herüber; er sprach gerade vom Hauptmann Hoyer; man merkte an der Wärme seiner Stimme, daß es ein Freund von ihm war.

Der Schreiber schob schweigend das Katzenbein über den Tisch; es war aber nicht not, das Bier wurde kaum getrunken.

„Von welchem Haus Hoyer ist er?" fragte Herr Brand ihn noch einmal.

„Ein Brudersohn des Bürgermeisters, glaube ich."

Ein Diener kam und steckte die Wachskerzen an, die in den eisernen Tonnenreifen hingen, aber sie flatterten matt und knisternd. Eine Unruhe, unfaßlich und doch von allen körperlich empfunden, kreiste im Raum. Das Fest der Schonenfahrer, das sonst das lustigste im Jahre war, wurde feierlich wie eine Messe. Nur die Becher knackten zuweilen kräftig aneinander, und an einzelnen Tischen trug ein Spielmann ein bettelndes Lied vor, zu dem er leise die Geige zupfte.

„Ihr wart in Bologna zusammen?" fragte Heino Brand plötzlich und wandte sich an Wessel, als habe ihn der Gedanke beschäftigt.

„Zwei Jahre!" Der Schreiber reckte sich unter der Anrede. „Haben manchen Magister zusammen gehört und manchen belehrt. Dann ist die große Unruhe über Italien gekommen, und Hoyer lief zum Kriegsvolk."

Herr Brand wollte mehr wissen. Da stieg das Schreien vor den Toren zu lauten Verwünschungen; wie ein Anlauf schien es, man hörte Waffen und Brüllen von Getroffenen. Ein Bote eilte zwischen den Tischen entlang, wurde angehalten und riß sich frei; einige der Herren forderten, man solle sich rüsten.

Die Aldermänner sahen einander ernst an, aber niemand wagte, das erste Wort vor dem Engländer zu sprechen; sie fürchteten, daß ihre Not beim König ein Feilschen und Handeln werde.

Schließlich rief der Älteste einige Knechte und befahl ihnen, die Waffenkammer zu öffnen. Dann bat er mit der Hand um Schweigen und erhob sich schwerfällig in seinem langen Mantel, um zu sprechen.

Im Augenblick, als der Aldermann zu reden ansetzte, sprang die große Tür auf, die vom inneren Stahlhof zum Versammlungsraum führte. Ein Geharnischter, den Helm in der Hand, trat ein, blickte eine Weile schweigend um sich und neigte den Kopf zum Gruß. Sein Nacken war gekrümmt, sein Gesicht spaltete sich unter den flackernden Schatten, die darüber hinspielten. Das Haar stand buschig und wirr und leuchtete unter dem doppelten Feuer, das draußen und drinnen brannte. Als er den Ältesten erspäht hatte, schritt er schwer auf ihn zu, mitten durch die lautlosen Tische.

„Ihr seid in Not, Herr Aldermann?"

Die Köpfe wiegten sich vorsichtig, niemand antwortete.

„Ich komme mit Gewappneten über die Themse."

Ein Staunen ging durch den Saal, ein verwirrtes Freuen.

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Feldhauptmann Hein Hoyer."

„König Heinrichs Feldhauptmann?"

Es dauerte eine Weile. „Den Dienst hab ich aufgesagt."

Der englische Gesandte sprang auf, ging auf Hoyer zu und reichte ihm die Hand. „Freund!" bat er herzlich.

Hein Hoyers Antlitz zog sich herb zusammen, wie ein schwarzer Block stand die hohe Gestalt mitten unter den Hansen.

„Wir bitten um Eure Hilfe, Feldhauptmann", sagte der Aldermann mit drängender Stimme. Auch der Hamburger Ratsherr streckte die Hand aus. „Kommt zu uns, wir brauchen Euch!"

II.

Frühling fuhr in blauem Leuchten über die Niederelbe, füllte alle Herzen und Gärten und lachte der Erde in ihre tausend Augen.

Draußen am Deich bei Reitbrook, wo das Gojenschießen ist, hatte der Kröger Marquerd Mildehorst ein großes Zelt gespannt, hatte ein paar Tonnen Bier in den Garten gerollt und einige Bläser und Pfeifer gedungen. Darob das Hamburger Volk, Ämter, Herren und Schüler, die zu Pfingsten vors Tor gewandert waren, rein närrisch tat und gaffte und sprang, als sei es nur für einen einzigen Tag auf der Welt.

Nur Schuster Snedemann, der bei schlechtem Wetter immer ein unvernünftiger Kumpan war, hatte heute seine bedrückte Laune. Er war klein von Gestalt, die dünnen Spinnenbeine trugen einen verhutzelten Leib, den alle Winde schüttelten, und die Jungfer, die er zum Tanze führte und die ihn lieb hatte wegen seiner Ausgelassenheit in bösen Tagen, hatte ihre einfältige Stunde, pirschte durch alle Büsche hinter den singenden Vögeln her und hatte die Hände voll Blumen und das Mieder voll Buntheit.

Snedemann hätte selbst gern einen Kopfstand gemacht bei all der Fröhlichkeit ringsum, aber er traute den springenden Tagen nicht recht; sie waren für vollerwachsene Menschen gemacht, nicht für solche Unterirdische, wie er sich einer dünkte.

Hatte er nicht recht? Als er Jungfer Gesche zur Rast führte und gemächlich zwei braune Kannen bestellte, kamen schon einige blutjunge Domschüler, tranken ihm das billig bezahlte Bier weg, lachten über den Sauertopf, den er auf den Schultern trug, spöttelten und krittelten mit Gesche und fragten, wie eine so feine Dirn sich mit solch gotteslästerlichem Burschen sehen lassen könne.

Als sie ihm endlich das Bier ausgetrunken hatten und er seufzend meinte, aller Unvernunft ledig zu sein, kam wie aus blauem Himmel der Schreiber Wessel, der schon drüben in England der Jungfer Gesche um ihrer roten und schwarzen Grützen willen manchen Tag in die Küche geschlüpft war, und setzte sich zu ihm.

Die Luft war voller Knospen und voll blauer und weißer Bänder, die wehten und leuchteten. „Sieh das Volk", predigte Snedemann und sah dem Schreiber bissig in die Augen, „sieh das Volk, das ein Topf Wind trunken macht!"

„Tanz, Schuster, dann dreht sich die Welt auch mit dir!"

„Mag nicht tanzen", knurrte der, „es ist eine verfaulte Zeit in allen Ämtern!" Snedemann hob sich rasch auf sein Streit- und Steckenpferd, er wußte, es stand ihm gut an, gegen die Herren zu predigen. „Eine verfaulte Zeit, sag ich, mit unserem Rat!"

Das Mädchen zog ein Karpfenschnäuzchen, und der Schreiber schlug auf den Tisch, daß die zinnernen Deckel klirrten. „Lumpen und Schufte, die an solchem Tag ihrem Unfrieden nachhängen."

Aber der Schuster gab nicht nach. „Die Schmiedeinnung hat sich nun auch gegen den Rat erklärt; denk, wir werden mit unseren Herren bald Lübsche Münze schlagen."

„Rumdidum, rumdidum!" brüllte der Schreiber, nahm das Mädchen beim Arm und zog es wortlos zu den Brettern, auf denen die Ausgelassenheit tanzte. Snedemann aber kniff die Augen zusammen.

„Gesche!"

„Och, Klaas!"

„Weißt du noch, wie du mich in London laufen ließest, um des Schusters willen?"

„Ist schon so lange her, Klaas!"

„Ganz recht, du hast Zeit gehabt, viel schöner zu werden."

„Und züchtiger und weiser!"

Der Schreiber schob die Lippen vor, die Antwort gefiel ihm nicht. „Hast mich damals allein gelassen, hätte nimmer gedacht, daß eine schöne Jungfer so treulos sein könnte."

„Treue um Treue, — Untreue um Untreue."

Klaas Wessel seufzte reumütig. „Kochst du noch so gut, Gesche? Warst die beste Herdhexe, die man in England fand."

„Wenn man verliebt ist" sagte das Mädchen, „wenn man verliebt ist, kocht sich's schlecht, du mußt schon eins von beiden wählen."

Da kniff Klaas Wessel das linke Auge zusammen und zog ein Grübchen darunter. „Wenn ich verliebt bin, kann ich Salz fressen, Gesche!"

Die Bläser setzten ein; die Paare drehten sich zum feierlichen Vördanz, alle Jungfern senkten die Wimpern, wie sich's gehörte und zupften an den Schoßröcken. Dann kam der Obsprung, und die Burschen haschten und drehten ihre Mädchen; die Blicke fingen sich, der Wind fuhr quellfrisch in alle Freude und wehte mit den hellen Haaren und dem heißen Atem der Tanzenden über die Wiese.

In einer Ecke saß Snedemann, trank einen der frischen Krüge und mußte den zweiten, den er doch für die Jungfer Gesche bestellt hatte, selbsteigen in sich füllen, sollte er nicht sauer werden. Aber je mehr der Schuster trank, desto mehr dünkte er sich ein hohles Faß.

Draußen auf der Landstraße hielten drei Reiter: der ducknackige Oberhauptmann Hein Hoyer, sein Oheim, der Bürgermeister der Stadt und der weißhaarige Ratsschreiber Tunderstede. Sie waren unterschiedlich an Wuchs und Alter, aber gleich an begehrlichem Durst, kamen von hitziger Fahrt und hatten doch auch alle drei vom Frühling trinken müssen und von seinem Leuchten.

Das spürten die Domschüler wohl, denn während die Herren am Gatter auf den eilig bestellten Trunk warteten, schlüpften sie aus den Hecken und hielten die Pferde. Einer von ihnen, der ein samtnes Gesicht hatte und Brauen, die wie dunkle Federn über den Augen lagen, begann mit hoher Stimme zu singen, ein schelmisches Lied des Wanderns und Straßenfahrens.

Der Oberhauptmann Hoyer hörte das Lied, sah aus seinen buschigen Wimpern dem Singenden hart ins Gesicht und warf dem Wirt einige Pfennige zu für einen frischen Krug.

Der Bürgermeister schüttelte lächelnd den Kopf. „Wenn der Stadthauptmann selbst das Vagieren fördert —"

Hoyer hatte wohl nicht verstanden, sein Blick folgte sehr aufmerksam den Knaben, die lachend dankten und den Trank untereinander auszuraten begannen; sein Auge haftete am Vorsänger und schaute wieder nachdenklich über das Land. — Der Ratsschreiber Tunderstede aber prüfte bedrückt die Meinung der Herren. Sie hatten ihm just eine Verordnung gegen das Bettelsingen aufgegeben und hörten es doch alle gar zu gern.

Der Wirt brachte die Krüge, Tunderstede schüttelte im Sattel die Becher voll, reichte sie den Herren an seiner Seite und horchte zugleich auf das Rätsel des ältesten Schülers.

„As ik weer noch jung und schoon,
Dreeg ik eene blaue Kroon,
As ik were old un stief
Bünden se mi een Band um' Lief,
Se kregen mi, se kloppen mi,
Kaiser um Könige dregen mi!"

„Der Flachs ist's!" rief der Vorsänger, riß dem Sprecher sein Fähnlein aus der Hand, nahm den Krug und tat dem Hauptmann als Spender Bescheid. Der schien danken zu wollen. Aber während er die Worte suchte, hoben sich seine Gedanken einer dunklen Erinnerung nach. — Der Knabe war auf eine Bank gesprungen und ließ seinerseits das Tuch flattern.

„Kumt een Mann vun Hickenvicken,
Hett een Rock vun dusend Flicken,
Hett een Kamm und kämmt sik nich,
Hett een knökern Angesicht!"

Eine Hand war schnell übers Gatter gefahren und hatte nach dem Fähnlein gegriffen. „Kikeriki!" Klaas Wessels lachendes Gesicht hob sich über den Zaun. „Der Hahn ist's!"

Er sprang wie ein Eulenspiegel unter die Spielenden, nahm dem Sprecher die gewonnene Kanne weg, tat einen gewaltigen Schluck und verbeugte sich vor dem Oberhauptmann: „Herr Hoyer, ein Schüler aus Bologna trinkt auf Euer Wohl!" Er zog abermals: „Trinkt auf Hamburgs Feldhauptmann!" Er setzte den Krug noch einmal zum Munde: „Und trinkt auf die neue Freiheit, die er der Stadt bringen wird." Die Schüler fielen lärmend ein.

Über Hein Hoyers Antlitz huschte ein abwehrender Zug; es lag etwas Drohendes um seinen Mund. Dann wandte er mit den anderen das Roß.

Der Weg verengt sich, die beiden Hoyers müssen voranreiten. Sie sind verschieden an Wuchs und Aussehen, aber sie tragen beide ein Antlitz zähesten Willens. Dem Bürgermeister steht ein Leben geschulten Schaffens auf der Stirn; der Hauptmann trägt eine unruhige Geistigkeit, die seltsam in seine windverwitterten Züge eingefaltet ist. Sein glänzend blaues Auge, der gewaltige Kopf, den der knappe rotbraune Bart umstreift, wären schön, hätte das Leben sie nicht so hart und überscharf gezeichnet, brächte nicht sein buckliger Hals etwas Unversöhnliches über die Gestalt.

„Du warst oft mit den Führern der Ämter zusammen", fragte der Bürgermeister und dachte an den Trinkspruch des Schreibers, „hast du ihre Meinung gehört?"

„Sie ist nicht besser für den Rat geworden."

„Es kommen schwere Tage über die Stadt", warnte der Hauptmann.

„Von innen und von außen, und ich sehe keine Hilfe!"

„Wenn das Reich stark wäre", seufzte Hein Hoyer, und die Sehnsucht zitterte in seinen Worten.

„Ein Kaiser, der die Grenzen schützt."

„Und ein Volk in Freiheit", drängte der Jüngere.

„Sahst du solche Völker?"

„Aber ich weiß vom Geist, der sie gebiert."

Der Bürgermeister sah den Feldhauptmann schwermütig an, wiegte den Kopf und schwieg. Die Ufer glitten näher, die Elbe lag gelbleuchtend vor ihnen, wie unterm Widerschein gewaltiger Feuer, die aus ihrer Tiefe loderten.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter uns reitet der Tod.

Von Edwin Erich Dwinger.

Es gibt wohl kaum eine erschütterndere Tragödie der Weltgeschichte als den Rückzug der Weißen Armee, den Dwinger mit einigen anderen entlaufenen kriegsgefangenen Deutschen mitmachte. Er berichtet davon in einem kleinen Bändchen „Zug durch Sibirien", das soeben in der neuen 80 Pfg.-Bücherei „Deutsche Reihe" des Verlages Eugen Diederichs erscheint.

Bis zum Morgengrauen geht alles gut. Die Sonne geht über fernen Wellen strahlend auf, die endlose Steppe glitzert in keuscher Unberührtheit. Das oberste Kommando hat gleichfalls die Stabszüge verlassen, fährt irgendwo mit Schlitten in unserm Heerzug. d

Die Armee zieht in dichten Schlangen dahin. Gegen zehn Uhr hören wir plötzlich Geschütze wummern. Wir recken uns in den Sätteln.

Im nächsten Augenblick bricht es von allen Seiten auf uns nieder. Links, rechts, vorn und hinten tauchen Feinde auf — Bolschewiken und Menschewiken. Sechs, sieben unserer Offiziere jagen von der Spitze aus an uns vorüber: „Alle Wege um Krasnojarsk sind von aufständischen Truppen abgeriegelt!" schreien sie sinnlos.

Ein fürchterliches Durcheinander beginnt. Hinter jeder Biegung lauern Truppen auf uns, hinter jeder Welle feuern Maschinengewehre auf uns. Wir sehen mit Entsetzen, daß unsere Abzugsstraße an mehreren Stellen mit Artillerie bestrichen wird. „Vorwärts, vorwärts!" ruft Werinski stählern. „Niemand bleibe stehen . . ."

Wir marschieren weiter. Einer unserer Gefangenen fällt mit einem Herzschuß, ein anderer sinkt verwundet zusammen. Hatschek wirft ihn gewandt auf einen Schlitten, treibt seine Pferde von neuem an. Saburow bekommt eine Kugel durch die Schulter, einer meiner Kameraden, der ostpreußische Landwirt mit dem unaussprechlichen Namen, eine durchs Knie, ich selber einen Streifer an der linken Schläfe. Unsere Marschordnung zerfällt völlig, nirgends besteht mehr ein Kommando. Jede Truppe versucht die Sperre auf eigene Faust zu durchbrechen.

„Vor uns galoppiert eine Kappellewsche Husarenschwadron — wenn wir dicht hinter der bleiben, kommen wir durch!" grillt Kostiá. „Auf die Schlitten!" schreit Recke, fliegt heran. „Galopp . . ."

Um uns wogt ohrenzerreißendes Geschrei. Jeden Augenblick platzen neue Granaten, werfen weiß-schwarze Schneesandfontänen in die Luft. Alles schlägt auf die Pferde ein, klammert sich an die Schlitten. Werinski jagt allen voraus, dicht an den Schwänzen der Eskadron.

Die ganze Ebene brodelt, soweit das Auge reicht, von Soldaten und Flüchtlingen, Frauen und Kindern. Überall liegen umgestürzte Schlitten, zuweilen stoßen wir auf Geschütze, deren Bespannungen zusammenbrachen. Das Chaos wächst mit jedem Galoppsprung unserer rohrenden Tiere. Ein Regiment nach dem andern läuft zum Feinde über. Immer häufiger kommen uns eigene Truppen waffenlos entgegen. „Legt doch die Waffen ab wie wir . . . Es ist doch sinnlos jetzt . . . Ergebt euch doch . . ." Einen General, der damit auf uns zukommt, schießt Petrow durch die Stirn.

„Die Spitze der Krappellewschen sieht schon den Jenisseisk!" ruft Recke zurück. „Haben wir ihn überquert, sind wir gerettet!" Ich suche Werinski mit den Augen — kennt er denn kein Erbarmen? Nein, er kennt keins, auch Petrow nicht. „Peitscht, peitscht!" brüllt er unablässig. Ich sehe Berger sich mit weißem Gesicht an den Schlitten klammern, Windt mit verstecktem Kugelkopf breit auf der Ladung liegen, Schulenburg steil und aufrecht auf den Kufen stehen. Wir jagen über verwundete Soldaten, gestürzte Frauen, wimmernde Kinderchen. Um die Kufen unserer Schlitten wickeln sich Därme zerfetzter Pferde.

Wir haben die Sperre durchbrochen. Unter den Hufen unserer Pferde singt Eis auf. „Wir haben ihn erreicht, den einz'gen Übergang!" sagt Recke aufatmend.

*

Wir marschieren. Der ewige Weltenraum scheint in Milliarden Flocken kristallisiert auf uns herabzusinken. Der Schnee wird immer höher. Niemand darf auf den Schlitten sitzen, außer er wäre schon mehrfach zusammengebrochen. Die Pferde sind so unsäglich entkräftet, daß sie keine doppelt belasteten Schlitten mehr ziehen können. Wenn man zurückblickt, sieht man eine lange Kette vermummerter Gestalten im Gänsemarsch durch den Schnee waten. Einer geht hinter dem andern, genau in der Spur, die Werenikis Hengst getreten hat. Es würde zu sehr ermüden, eine eigene Spur zu treten, darum gehen wir so. Wie schön war es noch, als man in kleinen Gruppen ziehen, zuweilen etwas miteinander sprechen konnte! Jetzt ist auch das vorbei, man muß die Kräfte sparen. Und geht hintereinander, um die Beine zu schonen. Und spricht nicht mehr, um die Kehle zu schützen . . .

Zum Glück steckt alles in warmen Hüllen. Die beißende Kälte hat die Scheu vor den Toten und die Angst vor der Ansteckung langsam, aber unwiderstehlich besiegt. Jeder hat einem Liegengebliebenen Pelz oder Mütze abgenommen, ohne nach den roten Flecken ihrer Träger mehr zu fragen. Aber auch das bringt Qualen mit sich, Qualen neuer, peinigender Art . . . Wenn es schneit, saugen diese zottigen Bärenpelze derartige Schneelasten ein, daß man sich alle Augenblick schütteln muß, um sich wieder davon zu erleichtern. Zum andern züchten sie geradezu das Ungeziefer, lassen jeden wahre Läusebrutstätten mit sich herumschleppen. Wenn man nie Luft an den Leib bekommt, sich niemals auskleiden kann? Und zum dritten: Jede Laus kann den Tod bringen! Sie sind Träger des Flecktyphus — sie ganz allein . . .

Aber wir marschieren dennoch. Und das weiße, puderige Steppenmehl wird immer höher. Die gefangenen Offiziere sind bis auf zwei noch vollzählig. Ein Offizier entfloh, einer starb am Typhus. Der ostpreußische Landwirt mit dem unaussprechlichen Namen liegt seit dem Knieschuß hoffnungslos darnieder. Von unsern Soldaten sind nur mehr sechzehn übrig, ist schon der vierte Teil tot. Vor kurzem brachen wieder zwei mit Typhus zusammen. Auch sie werden sterben.

Trotzdem: Es wurde noch keiner verlassen, solange ein Funken Leben in ihm war! Von unserm Führer Wereniki wie von seinen Kameraden nicht, obwohl das Essen mit jedem, den wir seinem Schicksal überließen, reichlicher für die übrigbleibenden würde . . . Und das hält uns vor allem, macht es allein erträglich: die Kameradschaft! Ich muß oft an die Zeit der Lagergefangenschaft denken . . . Damals gab es keine Kameradschaft, wenigstens zuletzt nicht mehr. Das ewige Eingepferchtsein machte heimtückisch und gemein, wirkte demoralisierend und entnervend. Das starre, stete Unglück, das Endlose und Alltägliche schweißte nicht zusammen, riß eher auseinander. Dort gab es keine Taten, keine Hoffnungen — das war es!

Hier ist das anders. Gewiß, unsere Hoffnungen sind nicht groß, aber sie sind noch da! Auch das Ende wissen wir: Weiter als bis zum Stillen Ozean werden wir nicht marschieren. Dort hat es sicherlich ein Ende, weil das große Wasser kommt, wenn nicht schon früher, wenn nicht schon morgen . . . Außerdem gibt es Gefahren, tausend tägliche Erlebnisse, nicht jene Öde, die uns in den Lagern an den Rand des Wahnsinns brachte! Und einen gewissen Kampf, von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht. Wo aber Kampf zwischen Männern ist, gibt es auch männliche Hilfe . . .

Jetzt stehen wir in der großen Probe, der härtesten, auf die man jemals Menschen stellen könnte! Und wenn nicht alles täuscht, werden wir sie bestehen — in einer Art, die jeden zu einem Meister macht, edelstes Menschentum wie eine wärmende Sonne aus Eis und Schnee und Toten strahlen läßt ...

Viel Aerger am Radio.

Humoreske von W. Diez-Langhammer.

Gestern abend stellte Hans Heribert Piefke seinen Radioapparat an und griff zum Programmheft. Er lehnte sich behaglich stöhnend in seinen tiefen Klubsessel zurück und war einen Augenblick lang sehr zufrieden mit sich und mit aller Welt. Was die Zufriedenheit mit seiner eigenen Person angeht, so sollte sie übrigens auch den ganzen Abend anhalten.

Das Programmheft kündigte ein Instrumentalkonzert aus Leipzig an. Hans Heribert Piefke war keineswegs für Instrumentalkonzerte. Er murmelte einige mißbilligende Redensarten über das Überhandnehmen schwerer Musik gerade in denjenigen Abendstunden, in denen ihm meistens nach heiterer Unterhaltung zumute ist, und drehte den Skalenzeiger weiter. Auf Breslau. Da war „Heiterer Abend mit Funksalat". Wenn die Leute sich nur einmal entschließen könnten, diese blöden Ausdrücke wegzulassen, rumorte Hans Heribert Piefke.

Der Apparat summte, er war noch nicht ganz warm. Hans Heribert Piefke zog die Rückkopplung an, der Apparat quietschte. Dann kam Breslau. „Wir bringen Ihnen jetzt die letzten Nachträge zum landwirtschaftlichen Preisbericht. Schweinepreise in Niederschlochau. Jungferkel —" Hans Heribert Piefke stieß eine Verwünschung aus und runzelte die Stirn. Diese ewigen Programmänderungen!

Piefke schaltete auf Langenberg. Blasmusik! Die gefiel ihm. Er grunzte behaglich und überlegte, daß unsere Zeit doch wirklich verschiedene Vorzüge habe. Zum Beispiel fahren die Züge immer schneller, zum Beispiel werden die Radioapparate immer besser und immer billiger, zum Beispiel machen die Automobile immer weniger Lärm! Und wie hieß diese schöne Blasmusik? Programmheft! Lyrische Gedichte von Homer bis Lloyd George! Also schon wieder eine Programmänderung!

Das war doch die Höhe! Hans Heribert Piefke sprang aus seinem Sessel auf und begann eine etwas erregte Wanderung durch das Zimmer. Also — meditierte er — ich persönlich bin für Blasmusik. Und ich bin ganz gewiß nicht für lyrische Gedichte. Aber ich bin gerecht, ich verlange für mein gutes Geld, daß man uns Hörer nicht an den Nasen herumführt. Wenn die Burschen in das Programm schreiben, daß sie lyrische Gedichte bringen wollen, so verlange ich, daß sie diese dummen Dinger nun auch wirklich senden. Ich werde mich darüber beschweren, daß man mich mit lyrischen Gedichten belästigt, aber wenn sie schon einmal im Programmheft stehen, dann sollen sie gefälligst auch gereicht werden. Meine Beschwerde steht natürlich fest, aber das ist ja etwas ganz anderes.

Und Hans Heribert Piefke griff mit harter Hand an den Apparat und stellte die Blasmusik ab. Tut mir leid — dachte er dabei —, aber ich lasse mir keine noch so schöne Blasmusik schenken, wenn ich laut Programmheft auf etwas ganz anderes Anspruch habe. Was im Programmheft steht, ist mein gutes Recht! Da habe ich zu bekommen, dafür bezahle ich, ob es mir nun gefällt oder nicht gefällt, das steht auf einem ganz anderen Blatt.

Piefke entschloß sich dann für Flensburg. Flensburg kündigte ein eigenes Programm an. Leute mit eigenem Programm waren Herrn Piefke von jeher sympathisch. Es sollte „Gedichte und Lieder von der Waterkant" geben. Na ja, schön! Zunächst knackte es mal erbärmlich. Vielleicht war das die Waterkant, und gleich würden dann die Lieder kommen. Hoffentlich mehr Lieder als Gedichte! Aber es kam der Hamburger Ansager mit der prahlerischen Feststellung, er sei Hamburg, Flensburg und Kiel, Hannover und was sonst noch in einer Person und er gebe jetzt Wasserstandsmeldungen. Das schlug doch dem Faß den Boden aus! Blutiges Kanonenrohr, schrie Piefke in sich hinein, da ködern sie uns mit der Ankündigung eines eigenen, hübschen Programms und betrügen uns anschließend mit Alltagsware, mit Serienfabrikation, das ist Nepp, das müßte man einmal der Regierung melden.

Und Hans Heribert Piefke setzte sich auf der Stelle hin und schrieb. Erst schrieb er an das Ministerium, dann an die Postverwaltung, dann an die Direktion der Sendergruppe Nord, dann an die Oberpostdirektion, und dann zerriß er alle diese Briefumschläge wieder und schrieb endgültig an die örtliche Rundfunkstelle, die das Gebührengeld einkassierte. Er hatte also sozusagen von seinem Mut verloren. Aber dem Brief, den er dann aufsetzte, sah man das keineswegs an. Er schrieb:

„Sehr geehrte Herren! Nachdem schon so vieles anders und besser geworden ist, will ich Sie heute mal auf einen Übelstand hinweisen, der mir nun ganz dringlich erscheint und mit dem Sie hoffentlich nicht lange fackeln werden. Im Rundfunk herrschen tolle Unsitten. Programmänderungen könnte man sie nennen, aber dieser Ausdruck ist viel zu milde. Man müßte schon von Sabotierung des öffentlichen Vertrauens reden, von einer Hintergehung der Hörerschaft, von einem Betrug am Willen der Regierung, von einer Gewaltanwendung, von einer Großkorruption, von einer saumäßigen Bummelei!" Es ist vielleicht gut, wenn ich Ihnen nur den ersten Satz des Briefes unterbreite, den Hans Heribert Piefke schrieb. Die übrigen Sätze werden viel schlimmer gewesen sein. Übrigens kenne ich auch den ganzen Wortlaut seines Briefes nicht. Denn nur das Stück mit dem ersten Satz lag heute früh in der Straßenrinne. Es mußte aus dem Mülleimer gefallen sein.

Ich hob den Briefrest auf und las ihn. Da ich Hans Heribert Piefke ziemlich gut kenne, ging ich zu ihm und fragte, warum er diesen geharnischten Brief nicht auch abgeschickt habe. Es sei doch jedermanns Schuldigkeit, auf bestehende Mängel hinzuweisen. Und gerade unsere neue Regierung sei unbedingt dankbar für solche Hinweise. Hans Heribert Piefke trat von einem Fuß auf den anderen.

„Ich wollte den Brief ja auch heute früh abschicken!" — So sagte er. — „Aber ich entdeckte dann ein Versehen, das mir selbst unterlaufen war. Ich hatte das Programmheft von der vorigen Woche vor mir!"

Sicherlich habe ich bei dieser Eröffnung vergnügt gelächelt. Man gönnt einem notorischen Meckerfritzen doch wirklich mal eine solche Lehre. Aber Hans Heribert gab sich auch diesmal noch nicht geschlagen. Er sagte: „Aber ich überlege mir schon, ob man nicht mit Fug und Recht verlangen kann, daß jeden Sonnabend die alten Programmhefte öffentlich für ungültig erklärt werden. Sie müssen eingezogen werden! Das ist es, was ich heute noch schriftlich verlangen werde!"

Lustige Ecke

Irrtum.

„Haben Sie schon mal Lotterie gespielt?"
„Natürlich. Aber ich bin wieder geschieden."

Pech.

„Die Servietten sind noch nicht von der Wäsche trocken."
„Um Gottes willen, Männe, du hast ja Babys Windel umgebunden."

Die junge Ehe.

Die junge Hausfrau: „Ewald, dein Benehmen ist wirklich unverschämt, ich koche vor Wut!"
„Sehr erfreut, was denn?"

Vor Gericht.

„Sie haben eine Latte aus dem Zaun gerissen und damit den Zeugen geschlagen."
„Keine Spur, Herr Rat, ich habe ihm nur einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben."

Ja dann . . .

„Ihr Mann ist ziemlich dickschädlig. Wie haben Sie ihn denn eigentlich kennengelernt?"
„Mir fiel auf dem Balkon ein Blumentopf aus der Hand und ihm auf den Kopf."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg